

»Pas un point dans la nature qui ne souffre ou qui
ne jouisse.«

(Denis Diderot)

Am Anfang sagten viele das Virus kenne und respektiere keine Grenzen und betreffe alle. Covid-19 sei demokratisch. Wir haben uns getäuscht.

Ich habe mit WhatsApp auf meinem Telefon einem Mann dabei geholfen, seinen Vater am Beatmungsgerät zu sehen, nachdem es diesem nicht gelungen war, das Zoomsystem auf den Tablets des Krankenhauses zu verstehen. Der Sohn war in Haiti. Man hatte ihm gesagt, sein Vater stünde kurz vor dem »Crash« – ein Wort, das man in Krankenhäusern benutzt, wenn die Lungen versagen. Computercrash, Börsencrash, Autocrash. Und jetzt der Lungencrash.

Der Ton auf meinem Telefon hat nicht funktioniert, allerdings war sein Vater im künstlichen Koma, und so versicherte mir der Mann, es würde ihn nicht stören – er wolle einfach seinen Vater sehen. Als ob das nicht schon schlimm genug gewesen wäre, hielt die Internetverbindung den Videoanruf für jeweils höchstens fünfzehn Sekunden aufrecht, weshalb wir schnell dazu übergingen, dass er einfach zurückrief und ich die Kamera jedes Mal drehte, damit er seinen Vater sehen konnte. Wir haben das ungefähr ein Dutzend Mal gemacht, bis er mich anrief und sagte: »Ok, das reicht.«

In all dem lag eine eigenartige und unverhoffte Vertrautheit: nicht allein bei einem solchen Moment dabei zu sein, sondern ihn zu sehen, wie er seinen Vater sieht. Ich bekomme die Gelassenheit seines Gesichtsausdrucks nicht aus dem Kopf. Manche begrüßen ihr Schicksal mit solcher Größe.

* * *

Ein Ideal, das mir lange viel bedeutete, hat sich durch das Coronavirus verändert. Eine Voreingenommenheit, die, wie ich jetzt rea-

lisiere, typisch amerikanisch ist: Das, was wir unter unserer Liebe zur Freiheit verstehen. Mein Verständnis davon hat sich zum Einen im Zuge eines Kurses über Zeit und Psychoanalyse verschoben, den ich für die New School for Social Research in New York auf Zoom unterrichtete. Zum Anderen durch meine Arbeit als Psychotherapeutin in der Palliativpflege und meinen Kontakt zu den Familien von Angehörigen, die krank waren oder im Sterben lagen. Meine Arbeit bestand darin, wenn möglich ein Puffer zwischen Pfleger*innen und Ärzt*innen und in all diesen verängstigten Kommunikationsversuchen innerhalb der Familien zu sein.

Diese Geschichte zu erzählen, fühlt sich seltsam an: Sie handelt von überholten Idealen, davon, wie Zeit für eine einzelne Person vergeht, und von dem Willen, am Ende des Lebens zu handeln und zu sprechen. Sie handelt auch von der Sorge, die man tragen muss, wenn man von den Sterbenden oder Toten spricht. Zumal das Krankenhaus, in dem ich bin (dessen Namen ich nicht nenne, um die Privatsphäre der Patient*innen und Mitarbeiter*innen zu schützen), eine Reihe von Problemen hat – Probleme, die sich immer genau die Person zu eigen macht, die bereit ist, Verantwortung dafür zu übernehmen, und diese Person muss sich jedes Mal neu finden; Patient*innen, die von meinem Krankenhaus ins Notfallkrankenhaus, das Jarvis Center, verlegt wurden, durften ihre Sachen nicht mitnehmen. Viele, die gingen, sind mittlerweile verstorben und die Angehörigen wollen ihre Sachen zurück, die sind aber oft nicht mehr auffindbar. Vielleicht sind sie mit den Sachen von anderen Verstorbenen verwechselt worden. Also muss jemand in die Leichenhalle und nachsehen. Könnte diese Person ich sein? Ich zögere.

In dem Kurs, den ich unterrichtet habe, haben wir einen Text von Jacques Lacan diskutiert, der das Gefangenendilemma aus der Spieltheorie dazu benutzt, drei Arten von Zeit zu erklären. In Lacans Version des Rätsels gibt es: den »Augenblick des Blicks, die Zeit um zu verstehen«, und den »Moment zu schließen«. Im ersten Moment sehe ich die anderen an und versuche zu entscheiden, was ich bin und was ich nicht bin. Ich sehe etwas – das Coronavirus in China zum Beispiel – aber weiß nicht, was genau das über mich sagt. Bin ich infiziert? Ich lebe nicht in China. Das ist nicht mein Problem; das ist deren Problem. Dieses Problem

stellt sich noch nicht einmal. Das ist der »Augenblick des Blicks«: andere sterben sehen und schnell abwägen, was das für mich bedeutet.

Darauf folgt die zweite Art von Zeit, die »Zeit um zu verstehen«, eine Zeit des Nachdenkens, in der ich versuche, mich selbst mit und unter anderen zu verstehen. In dieser Zeit drängt sich eine große Menge Information zusammen, die allerdings keinerlei Schlussfolgerung über unser eigenes Dilemma der Gefangenschaft zulässt – darüber, wer von uns gehen kann, wie viele infiziert sind, was bei früheren Virusausbrüchen passiert ist, was die anderen sagen (Statistiken, Statistiken und noch mehr Statistiken, Fachleute, Fachleute und noch mehr Fachleute). »An einem gewissen Punkt«, sagt Lacan, »haben wir die *Zeit*, um den *Moment zu schließen zu verstehen*, überschritten«, was bedeutet, dass jetzt »der *Moment* ist, um die *Zeit zu verstehen zu schließen*«. In diesem Moment beißt sich die Katze in den Schwanz: So viel Information, aber wer wird eine Entscheidung treffen? Irgendwer muss Verantwortung übernehmen. Irgendwer muss etwas tun. Wir sehen uns dabei zu, wie wir zögern. Die Zeit drängt und rüttelt an uns.

* * *

Das Krankenhaus erlaubt den Besuch von zwei Familienmitgliedern, wenn ein Patient bald stirbt, allerdings muss den Angehörigen klar sein, dass sie das Risiko eingehen, sich mit dem Coronavirus zu infizieren. Ich nehme zwei Söhne in Empfang, die aus New Hampshire bzw. Rhode Island nach New York City gekommen sind, um ihre Mutter zu sehen. Ihre Schwester lässt sie ins Zimmer gehen, während sie sich mit einem Tablet aus der Lobby zuschalten wird, das ich besorgen werde.

Ich helfe den Männern in ihre Schutzkleidung. Ich mache an der Station Halt und gebe den Pflegekräften Bescheid, dass ich mir ein Tablet mit Fahrgestell borge und es gleich zurückbringe. Wir gehen ins Zimmer der Mutter. Eine Pflegerin kommt mir hinterher und wettet, dass ich nicht einfach irgendwelche Sachen mitnehmen kann. Die Söhne sehen mich an, ohnehin schon geschockt genug von der Szenerie, durch die sie gehen und auf die sie zulaufen.